

INA TAUS



Rise & Doom

KÖNIGIN DES
BLUTROten THRONS

i m .
p r e
s s

Ina Taus

Rise & Doom 3: Königin des blutroten Throns

Eine Liebe über den Tod hinaus

Nach Dooms Verwandlung zum Vampir ist nichts mehr, wie es war. Er braucht Rise dringender als je zuvor, doch ein Wiedersehen mit ihr scheint ebenso unmöglich wie der Sturz des grausamen Königs von Red Desert. Dessen Thronfolger Madoc hofft, dem kargen Land und seinen Bewohnern als neuer Anführer endlich den ersehnten Frieden zu bringen. Doch ohne die junge Dämonenkönigin Nova scheint sein Vorhaben zum Scheitern verurteilt. Doom und Madoc ahnen nicht, dass die Frauen, die sie lieben, näher sind, als sie sich vorstellen können ...

Wohin soll es gehen?

 Buch lesen

 Vita

 Danksagung

 Das könnte dir auch gefallen



© privat

Ina Taus wurde 1986 geboren und lebt mit ihrem Mann und ihren Kindern in Niederösterreich. Wenn sie nicht gerade als Sachbearbeiterin mit Zahlen jongliert, lässt sie die Buchstaben tanzen und bringt die vielen Ideen, die ihr im Kopf herumschwirren, zu Papier. Bereits als Kind steckte sie ihre Nase am liebsten in Bücher und war eine große Geschichtenerzählerin. Mit »Bandstorys« veröffentlichte sie ihren Debütroman bei Impress.

Für alle, die die Welt verändern wollen,
aber nicht darauf vergessen, dass
man auch andere Denkansätze
zulassen und respektieren sollte.

Kurz gefasst:

Für alle, die mit dem Herzen denken.

Prolog



Ein letztes Mal betrat die Hexe ihre Gemächer, den Blick auf die wandgroße Weltkarte geheftet, bevor sie die Reise antrat. Vielleicht ihre letzte, denn sie war nicht sicher, ob ihr jemals ein weiterer Blick darauf gegönnt werden würde. Viele Jahre war sie auf Erden gewandelt, hatte Schönheit, aber auch Schmerz gesehen. Und war bereit ihr Leben für das Wohl aller zu geben.

Sie schenkte jedem Kontinent einen Augenblick ihrer Aufmerksamkeit, die damit verbundenen Schicksale von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vor Augen. Jede Entscheidung, die getroffen werden musste, würde weite Kreise ziehen. Und in diesen dunklen Tagen wurden eine ganze Menge davon getroffen. Manche klug und weitsichtig, andere aus der Not heraus und alles andere als durchdacht.

Einen Schritt nach dem anderen machte sie auf die Weltkarte zu, legte ihre Handfläche auf das ehemalige Afrika, die Heimat der Dämonen.

Dark Desert.

Sie schloss die Augen, dachte an die Schönheit der Wüste, durchzogen von schwarzem Vulkangestein, die sich mit jedem Herrschaftsjahr der Dämonen weiter ausgebreitet und große Teile des Kontinents eingenommen hatte. Mehrere Dekaden hatte nur die Wüste diesen Namen getragen. Doch seitdem die dunklen Reiter, befehligt von der Königin aller Dämonen, das Land regierten, wurde der Name für den gesamten Kontinent übernommen.

Die Hexe hoffte, dass die Bande, die die Königlichen in Dark Desert knüpfen würden, stark genug wären, um den vom Weg abgekommenen König Red Deserts seines Thrones zu berauben.

Zum ersten Mal in ihrem Leben wünschte sie sich, es gäbe eine Garantie für das Gelingen ihres Planes, doch aufgrund des freien Willens der Menschen glich der Weg zum blutroten Thron einer Wanderung durch die Wüste ...

Kapitel 1



Doom

Nach Luft ringend setze ich mich auf. Alles ist verschwommen, mein Atem geht hektisch.

Einatmen.

Einatmen.

Einatmen.

Ausatmen.

Ich fühle mich, als wäre ich kurz vor dem Ertrinken und hätte gerade erst die rettende Wasseroberfläche durchbrochen. Als wäre ich kurz davor gewesen zu sterb...

Doch dann begreife ich. Es ist nicht bloß ein Traum, aus dem ich hochschrecke. Es ist die verdammte Realität. Ich *war* kurz davor gewesen zu sterben. Doch irgendwer muss mir Blut gegeben haben.

Rise! Ist sie bei mir gewesen?

Ich vergrabe den Kopf in meinen Händen, versuche mich an das zu erinnern, was geschehen ist. Immer wieder sehe ich kurze Fetzen – wie Filmszenen – aufblitzen, kann nicht unterscheiden, was Traum und Wirklichkeit ist. Ist Rise an meiner Seite geblieben? Oder ist sie schreiend davongelaufen, als sie entdeckt hat, wer ich wirklich bin? Was ich wirklich bin?

Ich setze mich auf, lasse meine Finger durch meine Haare gleiten und verziehe vor Schmerz kurz mein Gesicht, denn ich habe mir dabei unabsichtlich ein paar Strähnen ausgerissen. Völlig verwirrt betrachte ich die blonden Haare, die durch Blut völlig verklebt sind.

Der kurze Blick reicht, um meine Fangzähne ausfahren zu lassen. Etwas tief in mir drinnen sagt mir, dass es nicht mein Blut ist. Leider hat dieser Gedanke eine ziemlich unangenehme Auswirkung auf mein Verhalten, denn ich bin kurz davor, die Haarsträhne abzulecken. Noch nie zuvor hat Blut auf mich so eine Faszination, so einen Hunger in mir ausgelöst.

Fuck. Es ist doch nicht normal, an einer blutigen Strähne lecken zu wollen. Wütend schleudere ich die Haare weg und versuche ruhig zu werden. Nicht besonders einfach, wenn die Kehle brennt wie Höllenfeuer.

Ich sehe mich um, in der Hoffnung, dass ich etwas zu trinken finde. Wasser. Da ist Wasser. Mit zittrigen Händen greife ich nach der Flüssigkeit, führe sie an meinen Mund. Benetze zuerst nur die Lippen damit, ehe ich einen Schluck in meinen Mund nehme. Prüfend gurgle ich damit und in mir keimt die absurde Hoffnung auf, dass ich falsch liege. Mich nicht verwandelt habe. Kein Vampir bin.

Doch sobald das Wasser durch meine Kehle rinnt, weiß ich, dass ich vielleicht so tun kann, als wäre ich immer noch ein Mensch, es jedoch nicht mehr bin. Es ist nicht unangenehm, das Wasser zu trinken, hilft aber auch nichts gegen das Feuer in meiner Kehle. Mit voller Wucht schleudere ich das Glas gegen die nächste Wand, an der es zersplittert und zu Boden fällt.

Scheiße, was ist in den letzten Stunden – Tagen? – passiert? Der letzte klare Gedanke, der in meinem Kopf aufblitzt, ist, wie ich mit Rise das

Flugzeug verlassen habe. Danach nichts als einzelne Gedankenfetzen, von denen jeder mit ihr zusammenhängt.

Tausend Fragen wandern durch meinen Kopf und doch ist niemand hier, der sie mir beantworten kann.

In wessen Bett liege ich hier?

Wo bin ich?

Wo ist Rise?

Wo sind meine Eltern? *Bliss. Sie retten Bliss!*

Und wieso hat meine Transformation ein halbes Jahr vor meinem neunzehnten Geburtstag stattgefunden?

Denn dass etwas anders ist – dass *ich* anders bin –, lässt sich nur schwer leugnen. Es ist seltsam. Ich fühle mich gleich, aber auch irgendwie nicht. Habe das Gefühl, ich wäre mein ganzes Leben mit einem Schleier vor den Augen herumgelaufen und kann erst jetzt richtig sehen.

Ich lasse mich zurücksinken. Starre in den nachtschwarzen Raum und versuche mich zu erinnern. An irgendwas. Einen Ankerpunkt, der mir zeigt, was Wirklichkeit und was Traum ist. Doch egal wie fest ich meine Augen verschließe, ich kann nicht zwischen Realität und Traum unterscheiden. Sind wir im Reich der Hexen? Oder bin ich mit Rise an einen See geflohen? Ich war doch mit Rise bei einem Gewässer, oder etwa nicht?

Wie von selbst legt sich mein Arm über die Augen, will mich noch für ein paar Sekunden vor der harten Realität verstecken.

Der Realität, in der ich ein Vampir bin und nie wieder das Sonnenlicht sehen werde. In der ich mich danach sehne, meine Fangzähne in einen Hals zu schlagen, und in der ich nicht mehr leugnen kann, dass ich Rise liebe.

Verdammter, wieso ist sie nicht hier? Ich will zu ihr.

Seufzend richte ich mich auf, sehe mich um. Mein Mund klappt auf, denn rund um mich herum befinden sich Blutspritzer. Hunderte. Tausende.

Meine Hand beginnt zu zittern. Was ... was habe ich nur getan?

Wie ferngesteuert stehe ich auf, gehe in Richtung der Tür, bleibe jedoch wie angewurzelt vor einem Spiegel stehen. Mein ganzes Gesicht ist blutverschmiert, meine Haare sind strähnig, kleben zusammen. Ich sehe aus, als hätte ich ein Massaker angerichtet. *Vielleicht habe ich das.*

Meine Füße setzen sich in Bewegung, ich reiße die Tür auf und laufe nach draußen. Weiß nicht, wohin ich soll, doch dann rieche ich es. Nur ganz schwach, aber es ist da. Leicht metallisch, aber irgendwie auch so köstlich, dass sich Speichel in meinem Mund sammelt und ich mehrmals schlucken muss. Vielleicht sollte ich stark sein, jemanden suchen, der mir abgefülltes Blut besorgen kann ... aber ich schaffe es einfach nicht, meine Beine zum Umkehren zu überreden. Gut, ich strenge mich auch nicht sonderlich an. Ich muss einfach weitergehen, sehen, wohin mich der Geruch führt. Es ist wie ein Drang, den ich einfach nicht unterdrücken kann.

Zum ersten Mal in meinem Leben frage ich mich, wie es mein Vater schafft, meine Mutter nicht jeden Tag anzufallen. Sie ist ein Mensch, durch das Blut meines Vaters an ihn gebunden, sodass sie ebenfalls nicht altert, solange er auch sie regelmäßig von sich trinken lässt. Das Vampirblut verleiht also nicht nur der Person, die es in sich trägt, Unsterblichkeit, sondern auch der Person, die regelmäßig davon trinkt. Wir Vampire sind die Quelle der Unsterblichkeit.

Ich laufe immer weiter, leise Stimmen werden lauter. Sie schwellen zu einem Stimmengewirr an. Ich spüre die Hektik bereits, bevor ich im Türrahmen stehen bleibe und auf die herumlaufenden Menschen im Raum starre. Sie verdecken mit ihren Körpern eine Person, die auf einer Pritsche liegt. Der Geruch von Blut, der mich hierhergelockt hat, vermischt sich unangenehm mit etwas Chemischem. Desinfektionsmittel?

Ein Mann im weißen Arztkittel läuft an mir vorbei, rempelt mich dabei leicht an. Es wäre leicht, ihn einfach zu schnappen und meine Fangzähne in ihn zu bohren.

Reiß dich zusammen, Doom!

Tief sauge ich Luft in meine Lungen – ein Fehler, wird mir sofort klar, da der betörende Duft von frischem Blut in meine Nase steigt. Meine Zunge wandert über meine oberen Zahnreihen und ich befühle die ausgefahrenen Fangzähne, während mir erst langsam dämmert, dass man hier wirklich um das Leben eines Menschen kämpft und ich wie ein Stalker herumlungere.

Ich sehe mich um. Hinter mir auf dem Flur befinden sich Tausende Grünpflanzen, die sich über die Wände schlängeln. Doch wenn man durch den Türrahmen sieht, hat man das Gefühl, als würde man sich in einer Arztpraxis befinden. An den Wänden sind Fachbücher, ein offen stehender Schrank zeigt zahlreiche Medikamente. Verwirrt sehe ich mich um und mein Blick bleibt an einer jungen blonden Frau hängen.

»Nadeen?«, frage ich völlig verblüfft. Sollte sie nicht in einem Kerker in Red Desert eingesperrt sein? Ich zwinkere einige Male, doch sie löst sich einfach nicht in Luft auf. Fest hält sie die Hand der Person auf der Liege, ehe ein weiterer Arzt sie bittet zur Seite zu gehen. Sie folgt dem Befehl und gibt den Blick auf einen Mann frei, der Nadeen gegenübersteht und den

ich definitiv kenne. Es dauert einige Sekunden, ehe ich begreife, dass es Zeak – Rise' ehemalige Wache – ist, der mit entsetztem Gesichtsausdruck nach unten starrt.

Keiner nimmt mich wahr, als ich weiter in den Raum gehe. Immer weiter hinein. Meine Reißzähne sind weit ausgefahren, ich versuche wirklich es zu unterdrücken, aber ich kann nicht. Schaffe es nicht, wenn überall um mich herum der Geruch von frischem Blut ist.

Als ich fast bei der Liege bin, wirbelt Nadeen zu mir herum. »Du!«, schreit sie, überbrückt die letzte Distanz zwischen uns mit mörderischem Gesichtsausdruck. »Du bist schuld daran, dass sie hier liegt. Dass sie um ihr Leben kämpfen muss!« Ihre Stimme bricht, während ich geschockt über Nadeens Schulter hinweg auf die Person starre, die hier gerade um ihr Leben kämpft.

»Rise«, flüstere ich heiser. Ich habe das Gefühl, als würden meine Beine jede Sekunde nachgeben, doch ich bleibe aufrecht stehen. Starre einfach auf die Prinzessin. Meine Prinzessin.

Der Bludurst ist nicht plötzlich verschwunden, dennoch lähmt mich der Anblick der weggetretenen Rise. »Was ... was ist passiert?«, frage ich, bemerke, wie kratzig meine Stimme klingt.

Von Nadeen kassiere ich statt einer Antwort einen festen Stoß gegen die Brust. Ich hebe meine Arme in die Luft, als würde ich mich ergeben.

»Was passiert ist, fragst du? Was verdammt noch mal passiert ist?« Ich werde nach hinten geschubst, nach hinten getrieben, kann aber den Blick nicht von Rise abwenden. Ein Beutel mit Blut hängt an einem Infusionsständer. Wieso zur Hölle braucht sie Blut?

Mit beiden Händen reibe ich mir über mein Gesicht. Okay, ich bin nicht dumm. Ich weiß, warum sie hier liegt. Es ist meine Schuld, ich habe sie

vermutlich angefallen, als ich noch weggetreten war, aber nur weil ich weiß, was passiert ist, muss ich noch lange nicht damit klarkommen.

Schauer jagen über meinen Rücken, während eine unsichtbare Kraft auf meine Brust drückt. Ich war es. Ich habe Rise angefallen. Habe sie fast umgebracht. Instinktiv entferne ich mich von Rise. Will ihr nicht noch einmal wehtun.

Wie konnte ich nur?

Nadeen bemerkt, dass ich flüchten will. Ich will mich einfach nur umdrehen, verschwinden. Nicht sehen, was ich angerichtet habe ...

Doch ich habe keine Chance: Sie packt meine Hand und zerrt mich wieder weiter zu Rise. »Sieh dir an, was du gemacht hast. Du bist schuld daran, dass sie hier liegt. Um dein verdammtes Leben zu retten, war sie bereit ihres aufzugeben.«

Fest presse ich die Lippen aufeinander. Schaue mir an, was ich getan habe. Was ich Rise *angetan* habe, die im Gegensatz zu mir immer nur gut war. Vielleicht der beste Mensch, den es auf der ganzen Welt gibt. Viel zu gut für mich ...

»I-i-ich ...«, stottere ich in dem Versuch, mich zu verteidigen. Natürlich könnte ich irgendetwas Dummes sagen oder abstreiten, dass ich dafür verantwortlich bin. Aber das wäre reine Heuchelei. Also murmle ich leise: »Ich wollte ihr nicht wehtun.«

»Wenn das wirklich so ist, dann solltest du dich jetzt umdrehen und verschwinden. Sie ist ohne dich besser dran.« Nadeen hat recht. Ich bin ein verdammtes Monster. Wenn ich es schaffe, Rise so zu verletzen, dann bin ich nicht nur für sie gefährlich.

Mit hängenden Schultern schlurfe ich aus dem Raum. Doch ich schaffe es einfach nicht hinauszugehen. Mit nach unten gesenktem Kopf drehe ich

mich noch einmal um. Ich sollte zurückgehen, an Rise' Seite bleiben und ihr helfen sich durchzukämpfen. Aber ich kann nicht bleiben, denn ich will nicht sehen, wie sie stirbt.

Meine Hand wandert an meine Kehle, gegen die ein schweres Gewicht drückt. Bestimmt kotze ich hier gleich auf den Boden, weil mir mein Körper nicht mehr gehorchen will. Ich dachte, dass ich mich nach meiner Verwandlung zum Vampir stark fühlen würde. Unbesiegbar.

Im Moment bin ich nur eines. Geschlagen. »Ich wollte nie, dass ihr etwas passiert«, sage ich in den Raum hinein, denn Nadeen hat mir längst wieder den Rücken zugekehrt. Sie ist ganz auf Rise fokussiert.

»Erzähl das jemand anderem«, zischt Zeak, den ich bereits völlig vergessen habe, genauso wie den Arzt, der sich bemüht Rise am Leben zu halten.

Ich sollte gehen. Wirklich. Weit weg von dem Mädchen, das ich liebe. Doch ich kann mich keinen Millimeter bewegen. Mein Kopf sagt mir, dass ich gehen – verschwinden – soll. Doch mein Herz rät mir dazu, an ihrer Seite zu bleiben.

Der zweite Arzt, der das Zimmer verlassen hat, läuft an mir vorbei und streift mich leicht. Er rennt auf Rise zu. So wie ich es eigentlich tun sollte.

Schwankend setze ich mich in Bewegung. Obwohl Nadeen immer noch mit dem Rücken zu mir steht, scheint sie mitzubekommen, dass ich nicht wie gewünscht den Raum verlasse. Mit zu Fäusten geballten Händen wirbelt sie zu mir herum. »Du sollst verschwinden«, brüllt sie wütend.

Zeak zischt an die weibliche Wache gewandt: »Halte deine verdammte Klappe. Nadeen, wenn du ihr helfen willst, geh aus dem Weg.« Danach sieht er mich aus zu Schlitzen verengten Augen an. »Sie hat das für dich getan!«

Sich von mir aussaugen lassen, bis sie fast verreckt? Definitiv.

»Also steh nicht einfach herum. Komm her und sei einfach hier, denn wir haben diese Scheiße allein dir zu verdanken.« Ich nicke, taumle auf die Liege zu und versuche dem Arzt nicht im Weg zu stehen. Versuche nicht auf das Blut zu sehen, das meine Fangzähne wieder wachsen lässt. Versuche einmal in meinem Leben das Richtige zu tun und mich um das Schicksal von jemand anderem zu kümmern statt um mein eigenes.

Später, sage ich mir selbst, später kann ich verschwinden und Rise das Leben gönnen, das sie verdient. Ein glückliches Leben. Ein Leben ohne Dunkelheit. Eines ohne mich ...

Kapitel 2



Bliss

Langsam durchquere ich die Poollandschaft, den Blick fest auf meine Füße gerichtet. Im aufgeschütteten Sand, über den wir gehen, hinterlasse ich Fußabdrücke. Eine kaum wahrnehmbare Spur, die beweist, dass ich wirklich hier war, auf dem Dach des Wolkenkratzers. Beinahe in einer Parallelwelt, die mich vergessen lassen hat, dass Phoenix und ich keine *normalen* Jugendlichen sind, sondern die Bürde unserer Königshäuser auf den Schultern tragen. Tief atme ich die chlorgeschwängerte Luft ein. Ich bin mir sicher, dass ich nie wieder eine Schwimmhalle betreten kann, ohne an die Geschehnisse hier oben zu denken.

Da ich vor Phoenix gehe, kann er meine Tränen nicht sehen, die ich mit aller Macht zurückzudrängen versuche. Ich weine nicht wegen der unbeschwerteren Zeit, die ich mit Phoenix verbringen durfte. Ich weine, weil keine fünf Minuten zuvor ein Wachmann zu uns gekommen ist und uns über eine Explosion informiert hat.

Keine Ahnung, was genau passiert ist oder ob es Verletzte gibt. Doch ich bin mir ziemlich sicher, dass die Verantwortlichen meine Eltern sind, die mich wieder zurückholen wollen, da sie denken, dass es mir hier schlecht geht. Dass man mich gegen meinen Willen festhält.

Vielleicht war es anfangs auch so, doch jetzt nicht mehr.

Mit meinen zitterigen Fingern wische ich heftig unterhalb meiner Augen entlang, um die Tränenspuren zu beseitigen. Phoenix soll nicht wissen, wie sehr mich das Wissen belastet, dass ich bald gehen muss. Es zerreißt mich fast. Als er mich entführt hat, habe ich ihn gehasst. Aber mir ist klargeworden, dass er das nicht getan hat, weil er mir etwas Böses wollte. Er hätte mir nie wehgetan.

»Bliss?«, fragt Phoenix hinter mir und reißt mich damit aus meinen Gedanken. »Wieso bleibst du stehen?«

Erst da bemerke ich selbst, dass ich mitten in der grünen Kulisse der Poollandschaft stehe und mich nicht mehr bewege. Doch statt ihm darauf zu antworten, wirble ich mit wild klopfendem Herzen zu ihm herum.

Er hat die Lippen angespannt aufeinander gepresst und zwischen seinen Augen befindet sich eine kleine Falte. »Wir sollten jetzt wirklich vom Dach runter, bevor –«

»Bevor was?«, unterbreche ich ihn mit erstickter Stimme. Daran sind nur diese dämlichen Tränen schuld. »Bevor meine Leute kommen?«

»Ja«, stimmt er mir scharf zu, als könnte ich irgendetwas dafür. Von der Sanftheit unserer Verabschiedung ist nichts mehr übrig. »Und deswegen sind wir hier nicht sicher. Abgesehen von einer Wache vor dem Aufzug ist hier oben keine Menschenseele. Keiner weiß, dass ich dich hierhergebracht habe.«

Er macht einen Schritt auf mich zu und packt mich fest am Oberarm, damit ich mich endlich vom Fleck bewege. Was ich nicht tue. Stattdessen schüttle ich seine Hand ab und mache einen Schritt auf ihn zu. »Phoenix, ich denke, es ist besser, wenn wir hierbleiben.« Meine Brust wird vor Aufregung ganz eng, als mir die Lösung einfällt und ich hastig erkläre:

»Wenn wir nicht von Wachen umringt sind, kann ich einfach mit dem Rettungstrupp sprechen. Sie kennen mich. Ich kann ihnen sagen, dass –«

»Bist du wahnsinnig?«, unterbricht er mich mit finsterem Gesichtsausdruck und sieht mich an, als hätte ich sie nicht mehr alle.

»Sobald mich einer deiner Leute neben dir stehen sieht, wird er mir eine Kugel in den Kopf jagen. Sie werden alles tun, um dich zu befreien.«

Ich muss aber nicht befreit werden ...

Ich will ihm widersprechen, aber ich weiß, dass er gar nicht so verkehrt liegt. Jede Sekunde könnte meine Mutter wie ein Racheengel hier auftauchen. Sie ist die beste Schützin, die ich kenne, hat knapp hundert Jahre Erfahrung im Umgang mit Waffen und würde sich von nichts und niemandem aufhalten lassen, um mich zu retten.

Als ich Phoenix in die braunen Augen sehe, entgeht mir der Ausdruck darin nicht. Sein Körper bebt.

»Du hast Angst«, stelle ich fest.

»Angst?«, wiederholt er ungläubig und blinzelt mich einige Male an. Langsam schüttelt er seinen Kopf, ohne mich aus den Augen zu lassen. »Bliss, ja, verdammt, ich habe Angst, aber nicht um mich! Ich habe Angst um dich! Und genau aus diesem Grund müssen wir zu meinen Eltern.«

»Ein schlechter Moment, um mich ihnen offiziell vorzustellen, meinst du nicht?«, sage ich in dem Versuch, die Anspannung zwischen uns mit Humor zu lösen. *Ich habe in meinem bisherigen Leben eindeutig zu viel Zeit mit meinem Bruder verbracht.*

Phoenix schnaubt. »Bliss, es ist vor allem ein schlechter Zeitpunkt für deine Witze.«

Ich ziehe die Schultern hoch. »Tut mir leid«, flüstere ich.

Phoenix' Kiefermuskeln zucken, als er kurz die Augen schließt. Dann setzt er sich plötzlich in Bewegung. »Lass uns gehen«, befiehlt er forsch und drängelt sich dicht an mir vorbei. So dicht, dass seine Hand meine für den Bruchteil einer Sekunde streift.

Ohne dass ich es verhindern kann, greife ich danach und halte ihn fest. Ich weiß: Jede Sekunde könnte eine Horde Soldaten hier hereinstürmen. Und egal auf welche Seite sie gehören, irgendjemand würde vermutlich verletzt werden. Und gerade weil ich befürchte, dass es ihn treffen könnte, kann ich nicht zulassen, dass so viele ungesagte Dinge zwischen uns stehen. Ich kann einfach nicht. Traurig lasse ich meinen Blick ein letztes Mal über die Oase schweifen, von der ich niemals gedacht hätte, dass sie sich mitten in der Eiswüste unter einer Glaskuppel befindet, beschienen vom blutroten Mond.

Ich will nicht, dass es das letzte Mal ist.

Phoenix spannt sich unter meinem Griff an. »Bliss?«

»Was ist, wenn ich hierbleiben möchte?« Erst nachdem ich die Worte ausgesprochen habe, schaffe ich es, ihn anzusehen und mir selbst die Frage zu stellen: *Was, wenn wir das, was wir hier erlebt haben, immer haben könnten? Ich Phoenix immer um mich haben könnte?*

Er starrt mich mit leicht geöffnetem Mund an, ehe er fassungslos den Kopf schüttelt und einen kurzen prüfenden Blick auf die Tür wirft. Ich tue es ihm nach. Alles in mir rechnet damit, dass jederzeit jemand reinkommt und mir das mit Phoenix kaputtmacht.

»Wieso zum Blutmond solltest du das tun?«, fragt er mich mit einer Mischung aus Entsetzen und Verwirrung. »Ich habe dich belogen. Habe dich entführt. Du hast allen Grund, vor mir wegzulaufen.«

Mein Mund ist völlig ausgetrocknet, meine Stimme kratzt. »Phoenix, ich könnte niemals vor dir davonlaufen.«

Er schüttelt den Kopf, will sich von mir losreißen, aber ich verstärke meinen Griff.

Aufgebracht sagt er: »Das bist du bereits. Du bist ohne ausreichende Ausrüstung in die Kälte spaziert, weil du vor mir fliehen wolltest!«

»Ich wollte nicht vor dir fliehen!«, widerspreche ich ihm. »Alles, was ich wollte, war zu verhindern, dass genau das hier passiert.« Vorwurfsvoll zeige ich auf die Tür und verziehe das Gesicht.

»Du wolltest nicht, dass jemand verletzt wird?« Er kneift leicht die Augen zusammen, Skepsis strahlt mir entgegen.

Ich nicke. »Ja, ich dachte, wenn ich nach Hause komme, kann ich das hier verhindern.«

»Nun, dann tut es mir leid, dass ich dich in diesen Schlamassel«, er spricht das Wort aus, als wäre das alles hier keine absolute Katastrophe, sondern ein kleiner Fauxpas, »gebracht habe.« Eine Spur zu wütend entreißt er mir seine Hand, doch statt sich von mir zu entfernen, greift er nach meinem Arm. »Und jetzt komm verdammt noch mal mit.«

Widerwillig folge ich ihm, stolpere dabei über meine eigenen Füße. »Phoenix, ich weiß wirklich nicht, was ich noch sagen oder tun kann, um dir klarzumachen, dass ich –«

»Dass du was?«, knurrt er finster.

»Dass ich dich liebe.«

In dem Moment, in dem ich die Worte gesagt habe, bleibt er so abrupt stehen, dass ich gegen ihn knalle. Als er mich ansieht, rechne ich schon damit, dass er mich bittet das noch mal zu wiederholen. Aber er tut es nicht. Er starrt mich nur für mehrere Sekunden an.

Unter seinem Blick werde ich immer kleiner. Himmel, wieso habe ich das nur gesagt? Gerade jetzt? »Vergiss es«, winke ich schnell ab und sehe weg. »Du hast recht. Wir sollten jetzt gehen, bevor –«

»Fuck, Bliss«, stößt er beinahe gequält hervor und fährt sich durch seine dunkelbraunen Locken. Kurz geht sein Blick zurück zur Tür, durch die mein rasendes Herz am liebsten fliehen würde, dann landet er wieder auf mir.

Nur den Bruchteil einer Sekunde später greift er nach meinem Gesicht und überrascht mich völlig. Er küsst mich. Fest und mit einer spürbaren Verzweiflung presst er seine Lippen so passgenau auf meine, dass alles in mir erstarrt. Gleichzeitig explodiert etwas in mir. Viel intensiver als die Explosion, die mich und Phoenix voneinander trennen wird. Als könnte ich es dadurch verhindern, klammere ich mich an ihn, kralle meine Hände in sein T-Shirt und bemerke, dass er dasselbe tut. Nur um daraufhin den Kuss kurz zu unterbrechen, ohne seine Lippen von meinen zu nehmen.

»Ich liebe dich auch«, flüstert er rau, lehnt seine Stirn gegen meine. »Und ich wünschte, wir könnten uns hier oben verschanzen und wir ... Verdammter, Bliss. Wir müssen zu meinen Eltern.«

Kurz schließe ich die Augen, lausche meinem Herzen, das unglaubliche Angst davor hat, Phoenix zu verlieren. Dann nicke ich und lasse es zu, dass er sich von mir löst. Als sich unsere Blicke begegnen, habe ich das Gefühl, als würde etwas, das gerade erst zusammengefunden hat, sofort wieder zerbrechen. Wie eine Vase, die auf einer Tischkante balanciert, dazu verdammt, bei ihrem Aufprall nur noch Scherben zu hinterlassen.

Wortlos folge ich Phoenix, um unser Paradies zu verlassen, doch bevor er nach der Türklinke greifen kann, wird mir plötzlich eines bewusst: Der

Rettungstrupp, der auf der Suche nach mir ist, besteht nicht nur aus meinen Eltern.

Als hätte ich mich an Phoenix' Hand verbrannt, lasse ich sie los.

Sofort sieht er mir prüfend ins Gesicht. »Was ist? Hast du was von draußen gehört?«

Ich schüttle den Kopf und schaffe es nicht, ihm in die Augen zu sehen. Fast bilde ich mir ein die Vase auf den Boden schlagen zu hören. »Morgan ist bestimmt ebenfalls hier.«

Man merkt ihm an, dass er eigentlich nicht über das Thema sprechen will, vor allem nicht jetzt, aber ich kann es nicht einfach ignorieren. Wenn ich nur daran denke, was Morgan tun würde, würde er uns hier so finden – oder, schlimmer noch, hätte er uns eben gefunden, als wir ... O Gott.

»Bliss, die Sache zwischen Morgan und dir war bereits zu dem Zeitpunkt beendet, als wir uns das erste Mal in die Augen gesehen haben«, sagt Phoenix eindringlich und drückt meine Hand. Ein Teil in mir weiß, dass er recht hat. Vielleicht hätte ich uns viel Ärger ersparen können, wenn ich von Anfang an zu allen Beteiligten ehrlich gewesen wäre. Auch mir selbst gegenüber. Aber der andere Teil hat immer noch zu viel Angst, die nicht verschwindet, als er bemüht entgegenkommend sagt: »Und wir werden ihm in dieser angespannten Situation auch nicht unter die Nase reiben, dass wir uns lieben.«

Ich nicke dankbar. Das wäre wahrscheinlich das Beste.

Ungeduldig fragt Phoenix: »Können wir jetzt endlich zu meinen Eltern?«

Den Blick fest auf ihn gerichtet, nicke ich noch mal. »Ich gehe dahin, wohin auch immer du gehst.«

»Dann komm«, antwortet er und lächelt mich kurz an. Ein Lächeln, bei dem mein Puls unregelmäßig wird und bei dem ich mir unbändig wünsche, dass das alles hier ein gutes Ende nimmt.

Phoenix stößt die Tür auf und zieht mich über die Schwelle. Die Wache, die uns nach oben begleitet hat, steht mit unbewegtem Gesichtsausdruck vor dem Aufzug, blickt nur kurz auf, nachdem sie uns hat kommen hören, und drückt danach den Rufknopf. Ich sehe dem Mann nur zu deutlich an, dass er gerne etwas sagen möchte, es sich aber verkneift. Die Situation ist auch so schon angespannt genug.

Ein Seitenblick zu Phoenix sagt mir, dass es ihm wohl ebenfalls aufgefallen ist. Doch er schüttelt nur leicht den Kopf und senkt ihn danach. Ich tue es ihm gleich und betrachte unsere ineinander verschlungenen Hände. Mein Herz klopft nervös, aber zuversichtlich in meiner Brust, als würde es mir sagen wollen, dass wir das schon irgendwie schaffen werden.

Kapitel 3



Madoc

Entsetzt stehe ich auf der Straße vor dem Wolkenkratzer und starre auf die verwüstete Lobby. Nicht nur die kalte Luft in New York hat mir eine Gänsehaut beschert, sondern auch die bisherigen Geschehnisse dieser Nacht. Unsere Leute laufen mit ihren dicken schwarzen Kampfmonturen umher, nehmen Gefangene, fesseln sie und setzen sie im Eingangsbereich entlang einer Wand auf den Boden. Ich wende den Blick ab, da ich nicht fassen kann, dass sie einfach so tun, als hätte hier nicht gerade eine Explosion stattgefunden. Überall um mich herum liegt zerborstenes Glas. Es knirscht, während ich einen Schritt nach vorne mache. Immer noch schaffe ich es nicht, das Gebäude zu betreten. Nova ist einfach mit der verdamten Bombe in der Hand in die Lobby hineinspaziert und hat sie gezündet. Sie hat mir sogar noch zugelächelt, ehe sie den Zünder betätigt und sich gemeinsam mit der Lobby in die Luft gejagt hat.

Es hätte nicht so enden müssen. Nicht so enden sollen ...

Ich dachte, der Plan sieht vor, dass sie den Sprengsatz hineinwirft. Oder ihn irgendwo unauffällig deponiert, ehe sie wieder nach draußen zu mir läuft. Verdammt noch mal, ich sollte nur diesen dämmlichen Rucksack tragen. Dabei zuzusehen, wie sich eine Dämonin in die Luft sprengt, war niemals Teil des Deals.

Ich werde mehrmals angerempelt, höre immer wieder Befehle, und doch kann ich nichts anderes tun, als immer wieder auf die Stelle zu starren, an der Nova noch vor wenigen Minuten gestanden hat. Sie ist nicht mehr da. Einfach weg. Die irre Dämonin war ganz offensichtlich noch verrückter, als ich dachte. Verfluchte Scheiße! Wie oft muss ich mir noch vorsagen, dass das, was gerade passiert ist, real ist, bis ich es endlich glauben kann?

Ich würde Nova so was von erwürgen für den Mist, den sie da gerade mit mir abgezogen hat. Ja, genau. Ich würde sie erwürgen.

Fest schließe ich meine Augen und atme tief durch. Ich bin so wütend. So verdammt ... *Was? Halt. Stopp. Ich bin wütend? Und zeitgleich verwirrt? Und dazu auch schockiert? Es ist, als würde Nova immer noch meine Hand halten.*

Ich hebe mein Bein an und kicke einen halben Stuhl mit dem Fuß in Richtung des Gebäudes, als wäre er ein Fußball. Plötzlich legt sich eine Hand auf meine dicke Winterjacke. Ich weiß, es ist dumm von mir, dass ich mich in der Hoffnung umdrehe, dass die Dämonin mit den nachtschwarzen Augen plötzlich wieder neben mir steht.

Tatsächlich ist es nicht Nova, die mich berührt.

»Madoc?«, fragt die Hexe mit melodischer Stimme und nimmt mir endgültig die Illusion, dass es die Dämonin sein könnte.

Aber immerhin steht eine Königin vor mir. Nicht die, die ich gerne an meiner Seite hätte, aber zumindest die Königin der Hexen.

»Tahina«, begrüßt sie mich, »was machst du hier? Ich dachte, du bist in Wideland geblieben?«

Wir sind ohne sie aufgebrochen, da sie ein Auge auf Dooms Transformation haben wollte. Doch nun steht sie hier. Mehrere

Flugstunden vom ehemaligen Asien entfernt, und das obwohl jeder Flug ungeahnte Aufmerksamkeit mit sich bringt. In Zeiten, in denen es keine normalen Passierflüge mehr gibt, fällt jeder Start und jede Landung sofort auf.

Ihre zahlreichen Armreifen klimpern fröhlich an ihren nackten Unterarmen. Während ich mir bei den frostigen Temperaturen den Arsch abfriere, läuft sie in einem Kleid herum, das für eine Strandparty angemessener wäre als dafür, dass wir eigentlich hier sind, um das Vampirherzchen zu retten. Aber gut ... ich will mich nicht darüber aufregen. Mein Kopf ist immer noch mit der Tatsache beschäftigt, dass sich Nova einfach in die Luft gesprengt hat. Ich fasse es einfach nicht ...

»Ich bin immer dort, wo ich gebraucht werde«, erklärt mir die Hexe und will mir eine Hand auf die Wange legen. Sofort weiche ich zurück. Ich brauche keinen Trost, schon gar nicht von ihr. Mein ganzes Leben lang bin ich allein zurechtgekommen, das wird sich nicht plötzlich ändern.

»Und du wirst gerade hier gebraucht?«, will ich von ihr wissen und zeige auf die zerstörte Lobby. Auf die Leute, die für mich mehr sind als ein paar fremde Gesichter. Wie Maxim. Gut, vielleicht ist Maxim der Einzige, auf den ich deute ...

Mit finsterem Gesichtsausdruck wende ich mich wieder der Hexe zu. »Ich will dich nicht enttäuschen, aber ich glaube, wir hätten dich vor ein paar Minuten hier ganz dringend gebraucht.« Sie hätte in das Gebäude spazieren und die Bombe zünden sollen. Nicht Nova! Ich weiß nicht besonders viel über Dämonen, aber mir ist klar, dass kein Dämon einen Bombenangriff so leicht wegsteckt. Vor allem da ich vermutlich gerade auf einem Teil von ihr stehe, der aufgrund der Wucht der Detonation bis auf

die Straße geschleudert wurde. Verdammt, sie ist durch die ganze Lobby verteilt ...

»Alles wird zur gegebenen Zeit passieren. Jede Handlung ist mit einer anderen verwoben«, sagt sie und ganz ehrlich: Ich würde ihr gerade am liebsten an die Gurgel gehen. Mit einer beiläufigen Handbewegung, die ihre Armreifen zum Klimpern bringt, deutet sie mir, dass ich mich vorwärtsbewegen soll.

Sie schwebt beinahe über das Trümmerfeld, hinein in das Gebäude. Glasscherben knirschen und splittern unter meinen Schuhen, als ich hinter ihr die Lobby betrete – oder das, was davon übrig ist. Einfach weiter draußen herumzustehen macht die Situation auch nicht besser. »Meinst du damit Nova und mich?«, frage ich, als ich wieder zu ihr aufgeschlossen habe. »Also, dass ihre wahnsinnige Tat mich nun ebenfalls zu irgendeiner anderen irren Aktion verleiten wird?«

»Im weiteren Sinn, ja. Aber es geht nicht nur um euch beide. Auch jede Handlung deiner Schwester hat Folgen auf das Gesamte. Aber nicht nur das, ihre Handlungen haben wiederum Auswirkungen auf den Vampirprinzen und so weiter und so fort.«

»Stopp.« Ich packe sie am Arm und zwinge sie zum Stehenbleiben. Mitten in der Lobby, die jederzeit von Werwölfen, die ihr Territorium verteidigen wollen, gestürmt werden könnte. Doch die Vampire scheinen alles im Griff zu haben. Der Aufzug und das Treppenhaus werden bewacht und vor dem Gebäude haben sich ebenfalls Gruppen von Vampiren versammelt, die uns Rückendeckung geben.

Tahina sieht auf ihren Unterarm, den ich immer noch umklammere. Sofort lasse ich los.

»Auch wenn das nicht der richtige Augenblick für ausschweifende Gespräche ist«, beginne ich, »kannst du nicht einfach so kryptisches Zeug von dir geben und erwarten, dass ich nicke und einfach weitermache.«

»Madoc, alle Entscheidungen, die du triffst, haben direkte oder indirekte Auswirkungen auf andere. Aber du solltest dir jetzt keine Gedanken darüber machen«, kommt es in einem eigenartigen Singsang von ihr. Ich bin nicht mehr sicher, ob das hier gerade wirklich passiert oder ob ich träume.

Anscheinend ist unser Gespräch an dieser Stelle für sie abgeschlossen, denn sie durchquert die Lobby, ohne sich darum zu kümmern, ob ich ihr folge.

Kopfschüttelnd bleibe ich stehen und sehe mich um. Ich muss ungefähr an der Stelle stehen, an der Nova die Bombe gezündet hat. Selbst wenn ich es wollte: Ich kann nicht mehr vor und auch nicht zurück. Ich weiß, es ist unsinnig, aber ich hoffe irgendetwas zu finden, das mir zeigt, dass Nova wirklich hier drinnen war. Dass sie an dieser Stelle stand, als sie mir zulächelte. Doch ich finde nichts. Es ist, als wäre sie einfach ... verpufft. Es ist seltsam zu wissen, dass diese Frau, die ich gerade mal ein paar Tage kannte, nun für immer weg sein sollte.

Maxim, ein Gewehr im Anschlag haltend, löst mich aus meiner Erstarrung. Weil ich keine Waffe habe, drückt mein neuer Freund mir eine Pistole in die Hand, die ich fast automatisch umklammere.

»Alles in Ordnung?«, fragt er mich.

Ich zucke mit den Schultern. Nein, gar nichts ist in Ordnung, aber zugeben werde ich das sicher nicht. Und da ich jetzt schon einmal hier bin, kann ich auch einfach weitermachen.

Ich deute in Richtung des Aufzugs, vor dem sich ein Teil unserer Verbündeten versammelt hat und entschlossen darauf wartet, dass sich die Türen öffnen. Maxim versteht, was ich will, und gemeinsam machen wir uns auf den Weg zu Hope und Wave, in deren unmittelbarer Nähe auch der kahlköpfige Vampir und sein sommersprossiger Sohn stehen.

»Wohin müssen wir?«, will ich von Maxim wissen, während wir uns unserem Ziel nähern.

Tahina, die ein paar Meter vor uns geht, wirft mir einen kurzen Blick über ihre Schulter zu. Sie muss Ohren wie ein Luchs haben. An der Stelle von Maxim antwortet sie: »Das musst du nicht ihn, sondern mich fragen.« Danach setzt sie ihren Weg in Richtung des Aufzugs fort.

Irritiert ziehe ich eine Augenbraue in die Höhe.

Zwei Herzschläge lang lässt sie mich warten, bevor sie sagt: »Ich könnte, wenn ich es darauf anlegen würde, jeden Menschen auf dem gesamten Erdball aufspüren. Aber das würde mich auch ziemlich viel Energie kosten.«

Maxim stößt mich mit dem Ellbogen an. »Das ist gruselig.«

»Und unmöglich«, murmle ich.

Mit einem eigenartigen Lächeln auf dem Gesicht antwortet Tahina: »Nicht unmöglich. Nur unvorstellbar.« Danach wendet sie sich dem Königspaar der Vampire zu, auf das sie unabirrt zugesteuert hat.

Mein Vater hat sich sein ganzes Leben hinter dicken Mauern versteckt, deshalb imponiert es mir, dass König Wave, Königin Hope, aber auch Königin Tahina an vorderster Front stehen. Mein Blick bleibt an Hopes Waffe hängen, die Hope mit einer Leichtigkeit lädt und entsichert, wie ich es normalerweise nur von Elitesoldaten kenne.